

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Gruenwald.  
Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 22. Mai 1902.

(Nachdruck verboten.)

## „Das Fischermädchen.“

Roman von S. E d h o r.

(Fortsetzung.)

„Gewiß wird er sich fügen, weil er Dich liebt, aber wenn auch Du ihn liebtest, würdest Du nicht fort verlangen,“ klang es mit herbem Vorwurf zurück.

„Mutter! Verlange nicht mehr von mir wie er,“ schrie Gitta leidenschaftlich heraus.

Am Abend dieses Tages ging Mois in seinen Sonntagskleidern am Strande entlang nach Boppot in das Hotel der Baronin, um ihr die Botschaft zu überbringen, daß Gitta morgen bereit sein würde sie nach Westfalen zu begleiten. . . Es war ihm sehr traurig zu Muthe, und sein Gang war schwer und müde. Die Sonne seines Lebens, das Licht seiner Augen würde ihm fehlen, wenn Gitta fort war, er wußte es, aber er liebte sie zu heiß und innig, um ihre Bitte unerfüllt zu lassen; lieber brachte er ihr das Opfer, — ja, ein schweres Opfer war es. . . Dem armen Burschen fielen plötzlich die warmen Tropfen auf die braune Hand, die den Knotenstock trug. . . .

\* \* \*

Und nun war sie fort, fort mit der Baronin und deren kleinen Tochter, in Begleitung eines alten Dieners!

Heute in aller Frühe waren sie gefahren. . . .

Mois hatte Gittas Koffer nach dem Bahnhof getragen — er trug auch sonst das Schwerste! Das Herz lag ihm wie ein Stein in der Brust. . . Vater und Mutter waren neben Gitta gegangen, er war gefolgt mit dem Koffer auf der Schulter. Mit verzehrenden Blicken hatte er die zarte, feine Gestalt verschlungen und mit der Seele den süßen Klängen ihrer Stimme gelauscht.

Die ganze Nacht hatte er unter ihrem Fenster auf dem Rasen gelegen und gelauscht. . . Drinnen hatte Gitta ihren Koffer gepackt und mit der Mutter gesprochen. . . ihrer Stimme hatte er gelauscht, die er nun lange, ach so lange entbehren sollte. — — —

Beim Morgengrauen war man aufgebrochen, es war Mois zu Muthe als trage er Gitta zu Grabe. . .

Es war noch viel zu früh, der Zug kam erst in einer Viertelstunde.

Gitta stand zwischen den Eltern und redete in sie hinein. . . Frau Heise wuschte eine Thräne von ihrer Wange, die hinabrollen wollte. . .

Mois hatte den Koffer zur Erde gestellt und sich darauf gesetzt. Da kam Gitta zu ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter

und sagte: „Du machst es wie die Eltern, auch Du zeigst ein trübseliges Gesicht und es soll doch zu unserem Besten sein, diese Reise! Sei nur getrost, ich komme froh und munter wieder heim.“

„Ich will es hoffen,“ sagte er mit gepreßter Stimme. „Ob aber auch treu?“

„Mois! Du mißtraust mir?“

„Das nicht, aber ich meine, wenn Du in dem vornehmen Hause bist, bei den reichen Leuten, dann wirst Du den armen Mois vergessen.“

„Und deshalb sollte ich Dir untreu werden?“

„Du wirst Andere kennen lernen, gebildete Männer, vielleicht Deinen Großvater finden —“

„Hast Du vergessen, daß mein Vater ein armer Fischer in Brösen ist und daß meiner Großmutter schwere Lebensschicksale mir als Warnung dienen müssen!“

„Ja — aber wirst Du immer daran denken?“

„Immer.“

„Dann ist es gut. Das erleichtert mir den Abschied und die Trennung. Wirst Du mir oft schreiben?“

„So oft es mir möglich sein wird.“

„Ich werde Dir dankbar sein für jede Zeile, die Du mir sendest. Und wenn Du manchmal nicht Lust hast, die Feder zu nehmen, so erinnere Dich, daß jemand auf dem weiten Meere rastlos arbeitet und nichts — nichts hat an Freude, wie Deinen Gruß!“

„Ich werde mich daran erinnern.“

Droschken und Equipagen rollten vor die Rampe des Bahnhofes und bald entdeckte Gitta den alten Kammerdiener der Baronin, der sich suchend nach ihr umschaute.

Gitta stieg zu der Baronin in das Kupee, während die Jose und der Diener in einem anderen Abteil Platz nahmen.

Ein schriller Pfiff. . . Ein freundliches Kopfneigen der Baronin. Ein Winken und Schwenken mit dem Taschentuch. — Und verschwunden waren die Gebäude und die Menschen.

Gitta bog sich aus dem Fenster.

Dort standen die drei treuen Menschen eng beisammen, die zu ihr gehörten und die allein sich um ihr Wohl und Weh kümmerten. . . .

Die Thränen stürzten aus Gittas Augen.

„Fräulein Gitta weint,“ flüsterte Waldtrud ihrer Mama zu.

„Ich glaube gar — das macht, weil Sie noch nie gereist sind. Beruhigen Sie sich nur, mein Kind, wir bleiben in der Welt und bald werden Sie Gefallen an der blühenden Gegend finden. Jetzt aber etwas anderes. Sie erzählten mir schon,



daß Sie bei einer Tante erzogen worden sind und ich merke ja auch an Ihrem Benehmen, daß Sie eine gewisse Erziehung genossen haben. Bitte, wollen Sie mir noch einmal mittheilen, welche Schulen Sie besuchten und wie lange Sie dort gewesen?"

Es gelang der Baronin Helmstaedt bald, das junge Mädchen auf andere Gedanken zu bringen.

„In Berlin hoffe ich meinen Bruder zu treffen, der mich auf dem Bahnhof erwarten wird, falls ihn mein Telegramm noch erreicht hat,“ sagte die Baronin, als sie sich der Residenzstadt näherten.

„Ah! Da sind wir ja schon,“ fuhr sie fort.

Der Zug rollte in den Bahnhof Friedrichstraße ein. . . . Die Baronin schaute aufmerksam durch das Fenster und überflog das Menschengewühl. „Da ist er schon!“ Sie winkte mit der feinbehandschuhten Rechten einem Herrn zu, der auf dem Bahnsteig stand.

„Nun Fräulein Gitta, nehmen Sie Waldtrud. — Um das Gepäck muß sich Thebilla und die Joze kümmern.“ Mit diesen Worten verließ die Baronin den Wagen. „Mein Telegramm hat Dich wirklich noch erreicht?“ rief sie dem Herrn zu, der ihr entgegen eilte.

„Gerade noch. — Ich war eben im Begriff nach Wolfenstein abzureisen. Inzwischen habe ich von dort eine Depesche erhalten. . .“

„Ah! Wie steht's mit dem Vater?“

„Besser. Sonst hätte ich Dich nicht abgewartet. Dunkel Wilhelm telegraphiert, es wäre ein leichter Anfall gewesen, der Vater hätte das Bett schon wieder verlassen.“

„O, wenn ich das gewußt, hätte ich nicht so geeilt, ich bin sozusagen auf der Flucht gewesen. . . Jetzt werden wir wenigstens zu Mittag speisen können.“ Gestatte, Wolfgang, daß ich Dir meine junge Begleiterin vorstelle, Fräulein Brigitta Heise aus Brösen bei Poppot, Du wirst Dich des Ortes erinnern. Ich habe sie für unsere Waldtrud engagiert.“

Baron Wolfgang von Wolfenstein verneigte sich sehr höflich vor dem jungen Mädchen.

Gitta aber erkannte alsbald in ihm den Herrn vom Brösener Strand. Welch' seltsames Zusammentreffen, meinte sie bei sich.

Wolfgang bot seiner Schwester den Arm und Gitta folgte mit Waldtrud. Der Baron hatte eine Droschke genommen und fuhr mit ihnen nach dem Lehrter Bahnhof. Hier führte er sie in den Speisesaal und bestellte das Mittagessen.

„Wollen Sie dem Fräulein und der Kleinen dort unten am Tische servieren,“ befahl die Baronin dem geschäftig hin und her eilenden Kellner.

„Sehr wohl.“ Der Kellner rückte die Stühle zurecht.

Gitta setzte sich neben Waldtrud. Sie sprach mit dem Kinde und ließ ihre Augen umherwandern. Die Bahnzüge donnerten über ihre Köpfe hinweg, das Gewölbe zitterte leise von der Erschütterung. Das war etwas neues für sie und sie sprach auch davon mit der Kleinen. Als sie unwillkürlich aufblickte, bemerkte sie, daß die ernstesten Augen des Barons auf ihr ruhten. Ohne Zweifel hatte die Baronin von ihr erzählt.

Die Reise wurde alsbald in Begleitung des Barons fortgesetzt.

Die beiden Geschwister unterhielten sich lebhaft, aber meist in französischer Sprache. Waldtrud war eingeschlafen; sie lag ausgestreckt auf dem Polsterstuhl, Gitta hatte ihr ein Schlummerkissen unter das Köpfchen geschoben und eine Schlafdecke übergebretet.

Es war schon spät am Abend, die Lichter flimmerten draußen auf der Strecke und am Himmel traten einzelne Sterne hervor.

„Wir kommen ziemlich spät in Wolfenstein an?“ fragte die Baronin.

„Erst nach Mitternacht; der Wagen erwartet uns an der Bahnstation.“

Die Baronin gähnte. „Ich bin müde und möchte ein wenig schlafen.“

„Bitte.“ Baron Wolfgang rückte ein gut Stück ab, damit sie sich bequem legen konnte.

„Apropos! Wolfgang, warum rücktest Du so rasch von Poppot aus? Rathe mal, wen ich dort getroffen habe?“

„hm“ machte der Baron ziemlich unhöflich.

„Ingeborg, Fürstin Auersperg. . . Und hübsch, puh! Sie ist noch schöner geworden. Sie fragte einige male nach Dir und konnte sich gar nicht beruhigen, daß sie Dich nicht mehr angetroffen hat.“

„Ich habe sie einmal getroffen.“

„Du — wann?“

„Am Tage meiner Abreise.“

„Hast Du sie gesprochen?“

„Dazu hatte ich keine Veranlassung.“

„Keine Veranlassung? Du kannst ihre Nähe immer noch nicht ertragen?“

„Ich möchte nicht mit ihr sprechen, was könnten wir uns noch sagen?“

„Aber Wolfgang! Sie hat mir vieles aus der Gesellschaft erzählt. Der Fürst ist recht leidend. Sie kommen im nächsten Monat nach Schönwalde. Ingeborg freut sich ungemein darauf, sie hat es durchzusetzen gewußt, daß das alte Herrenhaus etwas in Stand gesetzt wurde, es wurde früher nie bewohnt und Auersperg fürchtet, daß er Komfort und Bequemlichkeit vermissen wird, aber Ingeborg schwärmt von den Eichenwäldern. . . Wir werden über Herbst Nachbarn sein. Hast Du nicht irgendwo eine Löwen- oder Tigerjagd in Aussicht?“

„In Indien meinst Du?“ Baron Wolfgang lächelte. „So weit werde ich nicht flüchten. Möglich, daß ich hübsch zu Hause bleibe und den Cavalier bei der Fürstin spiele.“

Die Baronin gähnte noch ein paarmal, dann lehnte sie ihren hübschen Kopf an die Polster und schlummerte ein.

Auch der Baron schien zu schlafen, er hatte die Arme verschränkt und den Kopf angelegt. Gitta saß mäuschenstill in ihrer Ecke, sie allein konnte keinen Schlaf finden.

Allmählich wurde es ganz — ganz still in dem matterleuchteten Koupee, nur die Räder sausten unermüdet weiter in die sinkende Nacht hinein. —

#### IV.

Wolfenstein liegt auf hohem Felsen gebaut, zwischen hochragenden, ernstesten Tannen gebettet, mit einer steil abfallenden Terrasse, zu der eine in Fels gehauene Treppe hinan führt. Es ist ein alter massiver Bau! Die Jahrhunderte haben ihm nichts anhaben können, man sieht, wie der Zahn der Zeit hier und dort zu bröckeln versucht, aber die Wände sind versteinert wie das Fundament, auf dem sie ruhen.

Der Park ist groß, er verliert sich in einem ungeheuren Wald, man weiß nicht, wo der erste anfängt und wo er aufhört. . . Der Wald ist meilenweit.

Jenseits des Sees steht eine zerfallene Ritterburg, vom Thale aus wie ein luftblauer Würfel anzusehen — das uralte Herrenschloß der Wolfensteiner-Wolfenegger!

Der Volksmund erzählt, es haben einst grausame Ritter dort gewohnt, weshalb es jetzt verzaubert sei und in tausend Jahren nicht zusammenfallen könne, ob auch Wetter und Sonnenschein daran arbeite.

Ein grauer viereckiger Thurm steht auf grünem Weidengrund, von schweigendem, zerfallenem Außenwerke umgeben.



Tausend Gräser, Waldblumen und weiße Steine stehen im Hofraum und von außen umringen ihn viele Platten, Blöcke und andere wunderliche Granitformen. Kein Gemach ist mehr in wohnbarem Zustand, die Mauern, jeden Mörtels und Anwurfes entkleidet, ragen zum Himmel empor und tragen hoch oben manche einsame Thür und Fensterreihe, die jetzt in keinem Abendroth mehr glänzen. Abends flattern hier die Fledermäuse und der Uhu läßt seinen unheimlichen Ruf erschallen. Augenblicklich schien die Sonne heiß hernieder und beleuchtete ein höchst anmuthiges Bild.

Gitta im lustigen weißen Kleide saß auf einem Granitblock, hielt ein großes kolorirtes Märchenbuch auf den Knien und las daraus der kleinen Waldtrud vor, die neben ihr saß.

„Immer die garstigen Heryen in den Erzählungen, ich mag sie nicht leiden. Erzählen Sie mir etwas anderes,“ bat die kleine Waldtrud.

„Ich weiß aber gar nichts.“

„Die Geschichten, die Sie erfinden, sind viel hübscher wie die dummen Märchen.“

„Nun, dann passe einmal auf, Waldtrud.“

„Denke Dir die blauen Glocken, die goldnen Maßlieb, die Löwenzahn und die Königskerzen und alle die tausend Kräuter hier fort. . . ich streue dafür weißen Sand bis an die Mauer, setze ein tüchtiges Eichenthor mit Eisen gespißt, in den Eingang und ein sturmgeredtes Dach auf den Thurm, spiegelnde Fenster in die Mauern. . . ich theile die Zimmer und ziere sie mit all' dem lieben Hausrath und Glitter der Wohnlichkeit — Dann, wenn alles ist wie in den Tagen des Glückes, blank wie aus dem Gusse des Goldschmiedes kommend, dann gehe ich mit Dir die breite Treppe hinauf in ein herrlich Gemach. . . In diesem Gemach sitzt eine wunderschöne, todtensbleiche Frau mit einem Kindlein in den Armen! Es ist noch sehr früh am Morgen, wie die langen Schatten und die Silberblitze an den tausendfachen Tannen draußen zeigen. Aber der sonnenglänzende Tag liegt in den Fenstern wie in einem Rahmen und der lachende Himmel spannt sich darüber hinweg.“

Das junge Weib starrt düster-traurig vor sich hin. . . . Es ist des Ritters junges Ehegesponst, welches er sich aus weiter Welt mitgebracht, er hat sie auf seinen Reisen in der Welt gefunden, wie man wohl ein Röslein auf der Heide findet —

„Er nahm sie in sein Schloß, hegte und pflegte sie eine Zeit, plötzlich aber ward er ihrer überdrüssig, weil er sie vor der Welt nicht zeigen konnte —“

„Und nun vernachlässigte der Ritter sein junges Weib und ging anderen Vergnügungen nach, sie aber saß einsam und weinte sich die Augen roth, härmte sich die Wangen bleich und schaute bekümmert in die Zukunft —“

„Und nun kommt die böse Herye?“ warf Waldtrud ahnungsvoll ein.

„Nicht die Herye — sondern der böse Wolf kommt und damit ist die Erzählung zu Ende,“ rief hier eine lachende Männerstimme.

Baron Wolfgang war unbemerkt herangekommen und hatte der Erzählung gelauscht.

„Bleiben Sie sitzen, Fräulein Gitta, ich setze mich ebenfalls, denn ich bin eben so neugierig auf das Ende der Erzählung wie meine Nichte Waldtrud.“

„Ich improvisiere — ein Ende ist noch nicht da,“ entgegnete Gitta scherzend.

Baron Wolfgang hatte sich auf einen anderen Granitstein niedergelassen. „Ich komme in Versuchung, Ihnen bei der kleinen Geschichte zu helfen: Höre also zu, Waldtrud. Der böse Wolf kam also und der wollte die schöne Rose verschlingen. — Das

wurde dem Ritter hinterbracht, dieser erinnerte sich endlich seiner Pflicht, zog sein gutes Schwert aus der Scheide, hieb dem hehntüchtigen Wolf den Kopf vom Rumpfe und vernichtete so den Störenfried seines Hauses. Fortan lebte er glücklich und zufrieden mit seinem Haidenröslein und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch. So lautet ja wohl der Schluß eines richtigen Märchen. — Es ist schon lange her, daß ich keins mehr hörte.“

„Der Schluß war gar nicht schön, Fräulein Gitta erzählt viel besser.“

„Ich meine, er ist wunderschön, wenn ich auch nicht so gut erzähle wie Fräulein Gitta.“

„Ist das Ende so richtig?“ fragte Waldtrud ernsthaft.

„Ich hatte einen anderen Schluß im Auge, die Ruinen bestimmten mich dazu, aber er wäre trauriger ausgefallen, darum mag es so gelten,“ versetzte Gitta lächelnd.

„Woher haben Sie die dichterische Ader?“

Gitta zuckte mit der Schulter und schwieg.

„Das Rauschen des Meeres stimmt die Seele reiner und höher. — Ihre Phantasie ist rege.“

Als Gitta wiederum nicht antwortete, fuhr er fort: „Wie gefällt Ihnen unsere rothe Erde?“

„Gut. Es ist Eigenart in allem, auch im Volksstamm.“

Er lächelte. „Wollen Sie den in der kurzen Zeit auch schon erkannt haben?“

„Ich glaube wenigstens. Wenig Herz, wenig Gemüth, schroff, unerbittlich, so scheinen mir die Menschen hier zu sein.“

„Danke für das Compliment. Finden Sie gar keine Tugend?“

„Nein, stolz, streng, exklusiv sind alle, mit denen ich in Berührung komme. Eine Ausnahme macht die Frau Baronin.“

„Charlotte ist das Muster einer redseligen Frau. . . . Sie kommen wohl öfter nach diesen Ruinen?“ fragte Baron Wolfgang kurz abbrechend.

„Fast alle Tage; hier lassen sich die schönsten Märchen erzählen.“

„Das habe ich eben gehört.“ Der Baron sah nach seiner Uhr und sprang rasch auf. „Es ist Kaffeezeit, der Vater hält auf patriarchalische Sitten, ich muß heim. Wissen Sie nicht, ob meine Schwester herüber kommen wollte?“

„Die Frau Baronin ist vor einer Stunde mit der Frau Fürstin Luersperg von Haus Helmstaedt ausgeritten.“

„Ach — was!“ Baron Wolfgang faltete die Stirn. „Das sieht der Fürstin ähnlich! Der Fürst ist kaum einige Monate todt. . . ah! Sie wissen ja, damals, als Sie zu uns kamen, starb er ganz unerwartet am Schlagfluß.“

„Die Frau Baronin theilte es mir damals mit, er ist unterwegs auf einer Reise gestorben.“

„Ganz recht. Doch nun Adieu, klein Waldtrud!“

Baron Wolfgang küßte den Hut und ging rasch davon. — Brigitta Heise gefiel sich ganz gut auf Helmstaedt, daß eigentlich nur durch die Brücke, die über den Waldfluß führte, vom Wolfensteiner Gebiet getrennt war.

Sehr oft schrieb sie nach dem entfernten Heimdörfchen an der Ostsee und empfing ebenso oft Zeichen der Liebe von dort her — aber nach ihrem Großvater zu forschen, bot sich noch immer keine Gelegenheit.

Und nun weilte sie schon einige Monate in Westfalen und sie freute sich, daß sie eine Summe Geld nach Hause schicken konnte, sie fügte die dringende Bitte hinzu, daß die Eltern das Geld zu ihrer Pflege verwenden möchten. Und in der Weinkiste, die sie ebenfalls schickte, hatte sie einige Flaschen für den treuen Moïse bestimmt, der Freud und Leid mit ihnen getragen hatte. — — — — —



Es war ein entzückender Herbsttag. Die Luft war weich und warm, es wogte und webte draußen, entweder Spinnweben über den See und durch die Thäler ziehend, oder silberne Inseln und Waldstücke durcheinander wälzend in wunderbarer Farbenpracht von weiß und grau und der rothen Herbstgluth der Wälder.

Auf der Terrasse des Wolfensteiner Schlosses saßen zwei schöne Greise mit silberweißen Haaren unter den vielhundertjährigen Eichen, als träten sie aus einem Rahmen Van Dyks. — In schwarzen Sammt gekleidet, hoch und stattlich und mit schneeweißen Bärten, die glänzend auf die breite Greisenbrust herniederwallten. Des einen Auge, gewölbt, und sprechend, unter einer felsigen, gefurchten Stirn, so hob sich die Erscheinung fast in jene Zeit der Seher und Propheten hinüber, eine Ruine gewaltiger Männerkraft und Männergröße, eine Ruine jetzt nur noch, beschienen von der milden Abendsonne der Güte, wie ein stummer Nachsommer nach schweren lärmenden Gewittern. Eine der wenigen noch sichtbaren Figuren des abgeblühten Ritterthums. Der andere im Lehnstuhl, wohlverwahrt in Rissen und Decken gehüllt, hatte nicht mehr die aufrechte Haltung wie der erste bewahrt, er saß vornüber gebeugt, mit milden Augen lächelnd. Das bewegte Leben hatte mit eisernem Griffel allerhand Linien und Furchen in das bräunlich angehauchte Greisen Gesicht gezeichnet. Die Baronin Helmstaedt saß neben dem kränklichen alten Herrn, während Baron Wolfgang neben dem ersten — seinem Vater — an der Ballustrade lehnte und hinabschaute in die jäh abfallende Tiefe der senkrechten Felswand. . .

Drunten auf dem Wiesengrün tummelte sich Gitta mit ihrer kleinen Schutzbefohlenen — ihr fröhliches Lachen klang zu der Terrasse empor.

„Wer ist das junge Mädchen?“ fragte der Freiherr.

„Charlotte hat sie vom Ostseestrand mitgebracht, sie hat ihr irgendwo einen kleinen Dienst geleistet.“

„Ach ja, sie war im Sommer in Poppot. Welche tadelnswerthe Eigenschaft von Lotte, Menschen, die sie nicht kennt, die ihr nur irgendwie sympathisch sind, an sich zu fesseln. Wie heißt der Vater des Mädchens?“

„Heiße. Er ist Fischer.“

„Das sind sie dort alle.“ Der alte Freiherr ließ das Gespräch fallen. Er schien es nicht der Mühe werth zu halten, noch mehr zu erfahren.

Die Baronin schickte einen Diener ins Thal hinab, daß Gitta mit Waldtrud herauf kommen möchte.

Als Gitta die letzte Stufe der Terrasse erstiegen, sah sie sich dem Wolfensteiner Freiherrn gegenüber und unwillkürlich blieb ihr der Athem stehen. Dann aber hasteten ihre Augen voller Staunen auf dem alten Herrn im Krankenstuhl, und sie konnte sie nicht wieder von ihm reißen. . . sie fühlte, daß dieser Mann eine Rolle spielte in ihrem Seelenleben.

Die Baronin sprach einige aufklärende Worte, die eine Vorstellung sein sollten. Aber auch das Auge des Greises hing voller Spannung an den Zügen des Fischerkinds.

„Wie heißen Sie?“ fragte er endlich.

„Brigitta,“ antwortete das junge Mädchen mit schwerer Betonung.

Eine lange Pause. — Da legte sich die Hand des Wolfensteiner Freiherrn fest auf die Schulter des Kranken. „Sie heißt Brigitta Heiße,“ jagte er mit starkem Tonfall.

„Brigitta . . .“ eine heftige Bewegung erfaßte den kranken Mann.

„Ihr Anblick erregt den Kranken, gehen Sie einstweilen in den Park zurück,“ gebot der alte Wolfensteiner Freiherr und sein schönes Greisenantlitz sah gar nicht mehr so schön aus. — Die Unterlippe hatte er mit energischem Ausdruck vorgeschoben.

Der Kranke, wer war er? Gitta fragte sich unablässig danach.

Baron Wolfgang war ihr gefolgt, er rief seinem großen Neufundländer und kam mit zur Wiese herab. Mit blauen Glockenblumen und goldenen Maslieb übersäet, prangte diese in schönstem Grün.

„Wie verschwenderisch man hier ist,“ sagte sie, auf das hohe Gras deutend.

Als der Baron sie fragend ansah, fuhr sie fort: „Bei uns wird jeder Grassalm eingeholt zum Futter für das Vieh.“

„Ach so,“ er verstand erst jetzt, was sie sagen wollte. „In der That ist die Vegetation hier üppiger wie dort, da wird eben verschwendet, aber die Luft ist hier ebenso gesund wie bei Ihnen am Strande.“

„Es geht nichts über das Meer!“ Ueber Gittas Gesicht flog ein leiser Schatten des Heimwehs.

Er beobachtete sehr aufmerksam ihre Züge. „Es würde Ihnen schwer fallen bei uns zu leben?“

„Die Heimath und das Meer haben ihre eigene Sprache.“

Er schwieg darauf. Nachdem er eine Weile mit Waldtrud und dem großen Hunde gespielt, sagte er plötzlich: „Sie gehen viel zu den alten Försterleuten in die Wolfsegge?“

„Ja, oft und gern. Und wie alt hier die Menschen sind — bald hundert Jahre! Sie leben von einem Jahrhundert in das andere, sie schauen Generationen und wissen so vieles aus eigener Anschauung!“

„Sie haben nicht unrecht mit Ihrer Beobachtung. Mein Vater ist ein Achtziger, mein Onkel und die beiden Försterleute hohe Siebenziger, dabei frisch an Körper und Geist! Sie sind wie unsere berühmten westfälischen Eichen!“

„Herr Baron, ist der kranke Herr im Fahrstuhl der Bruder Ihres Vaters?“

„Sie vermissen wohl die Aehnlichkeit zwischen den beiden?, sie sind Halbbrüder. Onkel Wilhelm heißt Wallissen.“

Eine jähe Blässe zog über Gittas Gesicht. Ein Schwindel erfaßte sie . . .

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte er besorgt.

„Es ist schon vorbei . . . Bitte, sagen Sie, ist Ihr Herr Onkel sehr krank?“

„Das ist er wirklich; wenn schon das Greisenalter an und für sich eine Krankheit ist, so ist sein Leiden noch tiefer, denn es ist seelischer Natur. Ich glaube, er hat ein schweres Schicksal gehabt.“

Wenngleich der Baron das athemloze Lauschen des jungen Mädchens sah, sprach er doch nicht weiter. Er pfiß seinem Hunde, gab Waldtrud die Hand und verschwand im Walde. —

V.

Das Forsthaus in der Wolfsegge lag wie verzaubert im Buchenwalde; über und über mit Ephen umrankt, der kaum die Fenster frei ließ, kletterte dieser lustig über das Schieferdach hinweg und ließ die grünen Ranken wie kleine Flaggen am First emporschwanzen. Ein mächtig Girschgeweihe prangte über der Eingangsthür und auf diesem lag ein riesiger Ephenkranz.

Vor der Thür, unter dem Fenster, saß Brigitta neben einer würdigen, einfach gekleideten Matrone im weißen Häubchen, auf der Bank in ein leises Gespräch vertieft.

Der Strickstrumpf der Försterin lag auf dem Tisch. . . . Die alten Augen hinter der blankgeputzten Brille und die jungen, scharfblickenden hinter den schwarzen Seidenwimpern schauten sich an . . . .

„Warum sagten Sie mir das nicht gleich, Frau Försterin! Wie oftmals bin ich hier gewesen und habe nicht geahnt, daß Sie so viel wissen aus der Vergangenheit.“

(Fortsetzung folgt.)



(Nachdruck verboten.)

## Wetterprognosen.

Eine meteorologische Studie von Fritz Eckhardt.

Noch heute begegnet man vielfach Zweifeln darüber, ob denn Sonne und Mond wirklich die Atmosphäre unserer Erde beeinflussen und also bestimmend auf diejenigen Vorgänge wirken, deren Gesamtbild man mit dem Namen Witterung bezeichnet. Wenn man aber der Untersuchung dieser Frage näher tritt, und vom sogenannten „schönen Wetter“, wie bekanntlich heitere, sonnige Tage genannt werden, ausgeht, so ist nicht zu leugnen, daß es zunächst die Sonne ist, die diese Art der Witterung hervorbringt. Es stellt also gelegentlich schon das Sonnenlicht an sich dasjenige dar, was man Witterung nennt.

Doch neben der Lichtmaterie spendet der Sonnenball gleichzeitig auch noch Wärmestrahlen und erzeugt daher das, was Temperatur genannt wird. Den Temperaturwechsel aber empfinden wir bekanntlich gleichzeitig als einen Wechsel der Witterung. Diese Art Witterungswechsel wird einestheils durch die Drehung der Erde um ihre Achse und die daraus hervorgehende Tag- und Nachtzeit, andererseits durch den Umlauf des Erdballs um die Sonne und die daraus sich ergebenden verschiedenen Jahreszeiten hervorgerufen.

Vom Tage der Sommer Sonnenwende ab nämlich fallen die Sonnenstrahlen täglich schräger auf unsere nördliche Halbkugel und bürzen an Erwärmungskraft ein, während sie den Äquatorial-Gegenden gegenüber täglich mehr eine senkrechte Richtung annehmen und auf diese immer mächtiger wirken. Da infolgedessen die Luftmassen über dem Äquatorialgürtel mehr und mehr erhitzt werden und dem Temperaturgesetze folgen, gemäß dem sich Körper bei steigender Temperatur ausdehnen, so wird die Luftatmosphäre in jenen Gegenden durch diese Ausdehnung verdünnt, steigt empor und zieht in bedeutender Höhe theils in der Richtung nach dem Südpol, theils nach dem Nordpol ab.

Die Folge hiervon ist, daß die schweren, kalten Luftschichten von den Polen her zum Äquator strömen und zum Ausgleich in die dort unten entstandenen Lücken eindringen. Auf diese Weise entsteht eine beständige, allgemeine Luftbewegung, die oben vom Äquator zu den Polen, unten in umgekehrter Richtung vor sich geht. Diese Luftbewegung, Wind, und im Gegensatz zu lokalen Winden Passatwind genannt, wird also durch Temperaturdifferenzen an verschiedenen Stellen der Erde hervorgerufen, und die Urheberin dieser verschiedenen Temperaturen und mithin der genannten Passatwinde und der aus diesen hervorgehenden Wetterphysiognomie ist wiederum die Sonne.

Wenn nun diese um die Zeit der Herbst-Tag- und Nachtgleiche senkrecht über dem Äquator steht, hat sich die Temperatur bei uns so abgekühlt und dort so erhitzt, daß die Folgen in den verstärkten Passatwinden, den sogenannten Äquinoctialwinden, als ersten Boten des herannahenden Winters in die Erscheinung treten. Denn je größer die Temperaturdifferenz zwischen unseren Gegenden und dem Süden, desto stärker ist folglich auch der beschriebene Luftstrom. Haben sich nun hier im Norden die beiden Passatströme durch Vermischung mit bezug auf ihre Temperatur ausgeglichen, so tritt wieder eine Periode der Ruhe ein.

Da aber mit dem Vorschreiten der Herbstzeit die Temperaturdifferenz zwischen Nord und Süd immer größer wird, so wiederholt sich auch, sobald die Süd-nordpassate hier wieder wesentlich kältere Luft antreffen, der obige Vorgang, bis abermals ein Ausgleich stattfindet, welche Ausgleichsruhe endlich zur Zeit der tiefsten Temperatur in die dauernde Winterkälte, und nach einer abermaligen Reihe von Kämpfen zwischen den beiden Passaten in dauernde Sommerhize übergeht. Da nun diese Windperioden

und die darauf folgenden Ausgleiche jedes Jahr in denselben Zeitperioden wiederkehren müssen, so erhellt hieraus, daß die Vorhersagung der allgemeinen Witterung für gewisse Jahresperioden auf einer ganz bestimmten Grundlage ruht. Eine ebenso bestimmte Unterlage ergiebt sich für die Prognose der Niederschlagsmengen aus der Richtung der jeweilig herrschenden Winde stets, wenn man die Achsendrehung der Erde in Rechnung zieht. Angesichts des Umstandes, daß diese am Äquator, als der größten Umfangslinie der Erde, am schnellsten ist, und sich nach den Polen zu verlangsamt, eilen die von Süden nach Norden ziehenden Luftströme unserer, derjenigen des Äquators gegenüber verlangsamten Bewegung, voran und treffen uns als Südwestwinde, während umgekehrt der vom Pol zu uns gelangende Passat uns als ein Nordost erscheinen muß. Zur Aufstellung der Wetterprognose ist nun festzuhalten, daß der Südwestpassat, der auf dem atlantischen Ozean sich mit Wasserdampf gesättigt hat, regenbildend, der Nordostwind, als Landpassatwind, austrocknend ist.

Da nun der Südwestwind während des ganzen Spätherbstes aus den schon erörterten Gründen, und weil der Süd-Nordstrom zu der Zeit im Norden sich schon so abkühlt, daß er sich senkt und den entgegengesetzten unteren Strichweise verdrängt, vorherrscht, während der Nordostpassat den tiefen Winter und den Hochsommer charakterisirt, so ist dieser Thatbestand für die Witterungsvorhersagen jener Zeitperioden maßgebend. Für andere Jahresperioden sind andere Winde infolge ganz bestimmter Vorgänge vorherrschend, und alle die erörterten Umstände in Verbindung mit der Thatsache, daß die Windrose immer in der Richtung von Süd über West und Nord nach Ost und von da nach Süd zurück, äußerst selten sich in umgekehrter Ordnung sich bewegt, auch die ungefähre Zeit des Umsprungs sich vorherzusagen läßt, dient als Grundschema für das Aufstellen der Wetterprognose mit Bezug auf Niederschlag und Austrocknung.

Aus all' dem bisher Gesagten erhellt zur Genüge, daß die Witterung ein Produkt des Kampfes zwischen den beiden großen Passatluftströmen und mit Störungen ist, die sie auf ihrem Wege antreffen. Solche Störungen aber werden durch Eigenschaften und Abnormitäten gewisser Verklüftungen herbeigeführt. Diese zu beobachten und über ihr Auftreten durch Statistik sich Gewißheit zu verschaffen, ist eine große Anzahl von Beobachtungsstationen rings um die Erdkugel angelegt, so daß man täglich befähigter wird, die Folgen lokaler Vorgänge vorauszu sehen und beim Prognostizieren zukünftiger Witterungsverhältnisse mit in Rechnung zu ziehen.

Es ist nun schon wiederholt begründet worden, daß die Sonne die Urheberin der Witterungsverhältnisse ist. Dies leuchtet noch mehr ein, wenn man außer den bisher erörterten Einflüssen der von ihr ausgehenden Licht- und Wärmestrahlen auch noch die Anziehungskraft dieses Himmelskörpers auf unsere Erde mit in Rechnung zieht. Um das Wesen dieser zu erkennen, denke man vom Mittelpunkte der Sonne zu demjenigen der Erde eine gerade Linie gezogen und diese bis zu der von der Sonne abgekehrten Seite der Erdkugel verlängert. Trifft diese Linie zu beiden Seiten auf das Weltmeer, so wird das Wasser da, wo sie eintritt, weil seine Theilchen der Sonne näher liegen als der Erdmittelpunkt, mehr von der Sonne angezogen als die Zentralmasse, daher das Meer hier Flutberge bildet. Da wo die Linie austritt, werden die Wassertheilchen weniger von der Sonne angezogen als der Erdmittelpunkt, bleiben in ihrem Bestreben, der Anziehungskraft der Sonne zu folgen, gegen die Zentralmasse zurück und bilden daher ebenfalls Flutberge, während die Gegenden, welche um neunzig Grad von den genannten Schnittpunkten entfernt liegen, zu den Flutbergen das Wasser liefern und also Ebbe haben.



Nun ist aber die Anziehungskraft des Mondes auf die Erde, weil er dieser viel näher steht als die Sonne, bei Weitem größer als die der letzteren, und die vom Monde erzeugte Flut ist daher etwa zweieinhalb mal so groß als die Sonnenflut. Die Flut höhen des Meeres wachsen daher, wenn gewisse Mondphasen, wie Neumond und Vollmond, und wenn Mond- oder Sonnenfinsterniß-Konstellationen heranrücken, weil dann die Mittelpunkte der drei Himmelskörper in einer Geraden liegen, die Sonne also nicht, wie wenn sie um neunzig Grad vom Monde absteht, ein Gegengewicht gegen die Mondflut erzeugen kann.

Die Tage, an denen solche Vorgänge stattfinden, sind für die Witterung der darauf folgenden Zeitperioden kritisch, das heißt entscheidend, wie sich aus den nachfolgenden Erörterungen ergibt, bei welchen wir die Sonnenfinsterniß in den Vordergrund stellen wollen, da diese geeignet ist, einen kritischen Tag allererster Ordnung herbeizuführen. Denn dann stehen die drei Himmelskörper in einer Geraden von der Art, daß Sonne und Mond, welcher letzterer zwischen Sonne und Erde steht, mit vereinter Kraft die Flutberge aufthürmen.

Wenn nun schon die dadurch hervorgerufenen Bewegungen des Meeres luferschütternd, wasserverdunstend, wolkenbildend und mithin wetterbestimmend wirken, so kommt noch hinzu, daß die feurig-flüssigen Massen innerhalb der Erde sowohl als auch die Luftatmosphäre den gleichen Anziehungsgesetzen folgen müssen. Die ersteren vermehren durch Druck den Hochgang des Meeres, die letzteren werden an derselben Stelle angehäuft wie die Wassermassen, und nach dem Vorübergang der Kulmination ergießen sie sich, wie diese, nach der Richtung zurück, aus der sie gekommen sind, in das EbBethal hinein, Stürme erzeugend, welche die Gewalt der Flutwellen, die sich ebenfalls in ihr EbBethal zurückstürzen, noch vermehren.

Da nun die Zeit, zu der alle diese Vorgänge eintreten, berechnet werden kann, so ist also auch ein Anhalt zur Ermittlung gegeben, an welchem Orte und zu welchen Zeiten die Katastrophen beginnen, gemäß denen aufgestaute Wasser und Luftfluten auf den normalen Verlauf der Passatluffströme störend einwirken, welche Umkreise diese Störungen treffen und wann und wo sie endigen werden.

Hiermit sind die Grundlagen für die Beschreibung zukünftiger Witterungsphasen in großen Umrissen gegeben, und man ersieht aus dieser Darstellung, daß es für den Meteorologen, der sich jahraus jahrein mit dieser Materie beschäftigt, durchaus nicht so unmöglich ist, die Wetterprognosen für einen bestimmten Umkreis und einen gewissen Zeitabschnitt aufzustellen.

Unter Zugrundelegung der bisher erörterten Daten wird in unseren Breiten die Witterung im Allgemeinen für ein ganzes Jahr voraus prognostiziert, und als Geltungsbereich dieser Prognose Mitteleuropa angenommen, während für die Ansagung der speziell in den nächstfolgenden Wochen oder gar Tagen eintretenden Witterung außerdem noch das interessante Kapitel von der Wolkenformirung eingehend studirt sein muß.

Wir können dies hier, um alle Motive zur Begründung einer Wetterprognose zu erschöpfen, leider nur erwähnen, ohne die reichhaltigen Resultate aus dem Studium des Wolkenhimmels näher zu erörtern. Ziehen wir aber nunmehr die Endsumme unserer Untersuchungen und registriren noch einmal kurz, daß die Sonne die Urheberin der Temperatur und in folge ihrer Anziehungskraft fluterzeugend ist, daß sie durch ihren erwärmenden Einfluß die Verdunstung des Wassers an der Erdoberfläche bewirkt und daß der Mond durch Vermehrung der Ebbe und Flut im Wasser- und Luftmeere, also auch durch Vermehrung des Windes die Verdunstung befördert, Wolken bildend und Niederschläge erzeugend, so kommen wir endlich zu dem Resultate, daß Sonne und Mond eben diejenigen Faktoren sind, die einzig und

allein zu jeder Zeit die Physiognomie der Witterung auf Erden bestimmen.

Schon seit langer Zeit hat man den Einfluß der Sonne, namentlich aber des Mondes auf unsere Atmosphäre instinktiv erkannt, und die kalendarischen Wetterpropheteiungen haben sich deshalb stets an die Mondphasen angeklammert. Alexander von Humboldt war einer der ersten, der die Anregung zur Aufstellung der Grundsätze gab, wie sie hier entwickelt sind. In neuester Zeit haben Männer wie Leopold von Buch, Rämß, Dove, Maury und endlich Rudolf Falb sich um die Witterungskunde verdient gemacht, auf Grund der Erkenntniß Regeln für die Ermittlung zukünftiger Wetterverhältnisse festgestellt und also begonnen, die Wetterprognosen aus dem dunklen Reiche des Prophetismus auf die belichteten Pfade der Wissenschaft überzuführen.

(Nachdruck verboten.)

## Amor und Psyche.

Von Wladimir Beltzschew.

Ich war einmal reich und — nervös. Man hatte mir eine Reise nach dem Süden angerathen und ich folgte dem Rathe. Drei Tage — und schon ging ich auf dem Markusplatz in Venedig spazieren, wandelte unter den Procuratien und dachte an ein schönes Weib, mit welchem ich verlobt war. Die dachte sicherlich just in dieser Stunde meiner — dort im fernen Norden.

Da schritt ich vorüber an einem Schaufenster, in dem Marmorstatuetten ausgestellt waren.

Ich blieb stehen und malte mir's aus, wie ich mit solchen Statuetten meinen Salon schmücken würde, ging um den ganzen Markusplatz herum, und als ich wieder zu dem Laden kam, blieb ich wieder stehen.

Die Italiener haben scharfe Augen, insbesondere die Ladenbesitzer. Auf ja und nein hatte mich einer hineingelooft und nun stand ich drinnen unter lauter kleinen Olympiern. Am besten aber gefiel mir eine Statuette: Amor und Psyche von Canova. Sie waren aus demselben Material, wie alle anderen Statuetten, aus weißem Casteliner Marmor, und der Sockel aus grünem Serpentin, gewiß ebenso sehr eine Dugendarbeit wie alle anderen. Und doch — es war etwas anderes, der Gesichtsausdruck war vielleicht sprechender, irgend eine Kleinigkeit, die ein Laie nicht versteht, zog mich so mächtig an — mit einem Worte, ich blieb dabei und kaufte mir das Ding.

600 Francs wurden gezahlt, die gute Ankunft bei freier Verpackung garantirt, und Amor und Psyche waren mein.

Mir schien es, als lächelte Amor dazu. Es wird mir aber nur so geschienen haben, denn wie käme er eigentlich dazu?

Und ich ging weiter am Markusplatz und malte meinen Salon weiter. Amor und Psyche mußten auf einem Salonschrank stehen, auf einer schwarzen Marmorplatte und dahinter ein großer Spiegel. Der Salonschrank mußte aus schwarzem Holz mit Gold und Perlmutter eingelegt sein; dazu kam dann noch ein Venezianischer Luster und echte Perfer, eine Barockgarnitur weiß und Gold mit sehr zarten eingewebten Blumen und Stores mit großen Sezessionsiris und Peluchevorhänge —

Aber den Mittelpunkt mußten Amor und Psyche bilden —

Es war ein Glück, daß ich in diesen Betrachtungen durch einen Bekannten gestört wurde, denn ich hätte am Ende noch einen ganzen Salon zusammengekauft. Ich steuerte eben auf eine Glaswaarenhandlung zu, wo mir ein Luster ins Auge stach.

Mein Aufenthalt in Venedig nahm auch ein Ende. Meine Nervosität war verschwunden und ich eilte wieder nach Norden. Als ich ankam und mich freuen wollte, das geliebte Weib in die Arme schließen zu können, ihr von Venedig, von Amor und Psyche zu erzählen, da kam es anders.



Meine Ankunft war eine Ueberraschung. Ich hatte weder geschrieben noch telegraphirt, aber es gab eine Ueberraschung nicht nur für sie, sondern auch für mich.

Unter „s i e“ sind zwei Personen gemeint, nämlich die eigentliche „S i e“ und ein „E r“.

Ich hatte genug — es schien mir rathsam, wieder nach dem Süden zu gehen. Die kaum ausgepackten Koffer wurden wieder verschlossen, meine Wohnung gab ich auf, entließ meinen Diener und beauftragte einen Spediteur, meine Möbel zu verpacken und einzulagern. Mein Haarvermögen ließ ich mir durch einen Creditbrief an den Crédit Lyonnais in Monte Carlo anweisen.

Dorthin — nach Monte Carlo — fuhr ich auch selbst. Es war zwar nicht mehr die rechte Saison, es war Anfang April — aber das war mir ganz gleich — das Kasino ist ja doch das ganze Jahr offen.

Was ich in Monte Carlo eigentlich wollte, das war mir ganz klar. Ich wollte mein Vermögen möglichst rasch verspielen und mich dann erschießen. Aber ich wollte mich doch noch in diesem letzten Akt aus dem Drama meines Lebens gut amüsiren. Ich hätte mich ja auch gleich erschießen können, nachdem ich bemerkt hatte, daß ich betrogen war. Aber so paßte es mir besser, ich wollte mit Eleganz aus dem Leben gehen.

An den ersten Tagen meines Aufenthaltes machte ich zweimal knapp nach einander das Maximum auf zwei beliebige Zahlen. Auch sonst war mir das Glück hold, da ich alles durcheinander setzte, bald an diesem, bald an jenem Tische, so daß ich am Abend des zweiten Tages etwa 35 000 Francs. mehr besaß, als ich mitgebracht hatte.

Das entsprach aber durchaus nicht meinen Absichten. Ich beschloß daher, nach einem System zu spielen, um da mein Geld am sichersten loszuwerden; am sichersten war das überhaupt beim Trente et Quarante. Ich ging nun täglich von acht bis elf Uhr abends spielen, immer am selben Tische, neben demselben Croupier und immer spielte ich nur mit denselben Münzen, nämlich mit Plaques, diesen schönen, großen 100 Francs.-Stücken in Gold.

Ich war bald sehr gut gekannt, man machte mir bereitwilligst Platz, wenn ich kam, der Croupier, der an der Kasse saß, schob mir immer gleich die gewohnte Anzahl Plaques hin, für die ich ihm die gleiche Anzahl 1000 Francs.-Billets gab. Dann spielte ich, und mit Genugthuung bemerkte ich, daß ich bald regelmäßig verlor, bald mehr, bald weniger — aber ich verlor. Eines schmeichelte mir — man hielt mich für einen „schönen Spieler“.

Als ich nun nach beiläufig einem Monate meinen letzten Plaque auf Rouge gesetzt hatte und Noir herausgekommen war — es ist doch eigentlich ganz selbstverständlich, daß da Noir herauskommen mußte! ging ich ganz ruhig ins Hotel de Paris, wo ich logirte und wollte mir den Revolver holen. Ich hatte mir schon ein nettes Plätzchen zum Erschießen ausgesucht; es war am Wege von La Turbie nach Menton, auf der Rue de la Corniche, wo ein verrückter Engländer zum Gedächtniß daran, daß er dort seinem langzahnigen, fennelblonden sweetheart seine Liebe gestanden und bei ihr Erhörnung gefunden, eine Platte in den Fels hat meißeln lassen. Man sah dort so schön aufs Meer, auf Cap Martin, Roquebrune, aufs Kasino und auf die alte Raubritterburg der Grimaldis. Da es doch eine Stunde Weges oder mehr bis dahin war, so konnte man auf diesem Wege ruhig über den Abschluß des Dramas, so menschliches Leben genannt wird, nachsinnen. Aber es kam wieder anders.

Ich suchte nach meinem Revolver — aber, bei Gott, der Revolver war nicht da und blieb trotz des eifrigsten Suchens verschwunden.

Sollte ich nun das ganze Hotel de Paris zusammentrommeln und nach dem Revolver forschen, der vielleicht 30 Francs. werth

war? Würde ich ihn dann überhaupt bekommen? „Wozu brauchen Sie gerade jetzt einen Revolver?“ würde man mich fragen. Ich konnte doch darauf nicht sagen, daß ich mich erschießen wollte?

Nun dachte ich nach. Aufhängen? Ich werde doch nicht nach Monaco gehen und mir für 50 Cts. einen Strick kaufen? Ins Meer stürzen? Ich würde als vorzüglicher Schwimmer vermuthlich bald ans Land schwimmen.

Blieb also nichts übrig, als weiter zu leben und mit Hilfe des viatiques\*) fortzufahren. Nun, das bekam ich bald, und so fuhr ich denn mit den 300 Francs., die mir die Bank gegeben hatte, wohlgenuth nach Wien, um dort auf die eine oder die andere Weise Geld zu erwerben. Einige Freunde, denen ich seinerzeit Geld geliehen hatte, wurden daran gemahnt, wurden natürlich grob und schickten aber endlich doch Geld. Dann verkaufte ich langsam meine Einrichtung, so gut und schlecht es ging, und im übrigen schrieb ich Feuilletons, große, kleine, nach Silben, Zeilen und Spalten berechnet, die aber alle an einem großen Fehler litten, daß sie nämlich niemand druckte.

So ging's mir mit der Zeit ganz elend.

Eines schönen Tages stöberte ich unter alten Papieren und auf einmal fiel mir eine Rechnung in die Hand:

„Una statuetta marmo „Amore e Psiche“ L. 600 — pagato 25./2. 01.

„Franco d'imballaggio e garantito il buon arrivo.“

„Teufel,“ dachte ich, „wo nur jetzt dieses Liebespaar herumkollern mag? Erhalten hab' ich's nie, vielleicht ist es garnicht weggeschickt worden. Dann könnte ich das Geld zurückverlangen und das wären beiläufig 550 Kronen.“

Sofort schrieb ich einen Brief an den Händler und drohte ihm mit dem Gericht, Veröffentlichung in den Zeitungen usw. usw., wenn er nicht binnen acht Tagen das Geld retourne und gab den Brief — natürlich eingeschrieben — auf.

Aber schon nach vier Tagen schrieb mir der Händler sehr höflich, die Statue befinde sich schon seit langer Zeit beim Spediteur so und so in Wien, und ich solle sie dort beheben.

Gerade an diesem Tage belief sich mein Vermögen auf 20 Heller.

Ich rannte zum Spediteur. Ja, die Kiste war da. — 60 Kronen Spesen. Ich öffnete die Kiste, angeblich, um zu sehen, ob die Statue gut angekommen war, eigentlich aber aus Sehnsucht nach ihrem Anblick. Sie war gut verpackt, mit Gurten festgebunden. Aber ich sah das Gesicht Amors. Er schien zu fragen:

„So müssen wir uns wiedersehen?“

Was sollte nun damit geschehen?

Ja, ich wollte sie natürlich verkaufen. Zuerst ging ich zu einem Kunsthändler. Ob er Amor und Psyche kaufen wolle.

„Kaufen, nein, kaufen kann ich sie nicht. Aber ich nehme sie in Commission. Ich werde die Gruppe mit 700 Kronen anpreisen und werde Ihnen, wenn sie verkauft ist, 500 Kronen auszahlen.“

„Aber wann können Sie sie verkaufen?“

„Das hängt von Umständen ab, vielleicht schon heute, vielleicht in einem Monat, vielleicht in einem Jahr!“

Ich versuchte noch einmal, sie ihm anzuhängen. Ich wollte sie ihm sehr billig geben, für 200 K.

„Herr,“ sagte er darauf. „Sehen Sie an, hier Amor und Psyche, dort Amor und Psyche, in jeder Ecke steht ein Exemplar, ich kann das nicht kaufen, besonders jetzt in dieser Saison nicht.“

Es war allerdings Juli und kein Mensch in Wien, zum mindesten kein solcher, der Amor und Psyche gekauft hätte.

\*) Zehrgeld, das die Bank Leuten giebt, die ihr Vermögen verspielt haben.



Da war nichts zu machen — das sah ich ein.  
 Es war Nachmittag geworden und ich eilte zu einem Freunde, der zuweilen Geld hatte und zuweilen auch Kunstsinne.  
 Nach den ersten Worten schon sagte er: „Mensch, wenn ich das gewußt hätte! Ein paar Tage früher! Aber da habe ich eine Rechnung bezahlt, die ganz gut noch Monate hätte warten können. Ich habe selbst jetzt fast kein Geld mehr!“

Da war also auch nichts zu machen.  
 blieb also nichts übrig als die Trödlerin, die schon die meisten meiner Sachen gekauft hatte. Ich erzählte ihr die Geschichte von der Statue. Ob sie sie wohl kaufen werde? Natürlich, sie kaufe alles. Um wie viel? Ja, das könne sie nicht sagen, bevor sie die Sache nicht gesehen habe.

Wir gingen also zum Spediteur. Sie sah sich die Statue an. Sie wolle sie auslösen und mir noch 20 Kronen geben.

20 Kronen! Amor und Psyche um 20 Kronen!

Aber mein Magen knurrte!

Die Statue wurde ausgelöst und wir brachten sie zur Trödlerin. Es war eigentlich ein Antiquitätengeschäft, alle möglichen Alterthümer standen umher, und in der Ecke gleich beim Eingange stand ebensolch ein Salonschrank, wie ich ihn mir einmal für meinen Salon gewünscht hatte.

„Hier muß sie her“, sagte ich.

Langsam und vorsichtig wurde sie ausgepackt. Erst der grüne Sockel, dann die Statue und dann die Flügel, die aufgestellt werden mußten. Sie stand vor dem Spiegel und darin spiegelte sich die Rückansicht der beiden Gestalten. Es war wie eine Jeenererscheinung mitten in dem alten Gerümpel, so schneeweiß hoben sich die beiden Bilder ab.

Wir wars fast zum Weinen. Amor sah mich so traurig an, ihm schien es hier nicht zu behagen. Ich dachte an jenes Weib von damals und an meine Träume in Venedig.

Daraus erweckte mich die Trödlerin, die mir die 10 Guldennote zuschob.

Ich wurde aus allen Träumen gerissen und bemerkte, daß ich — Hunger hatte.

Mein Weg führte mich in ein Restaurant, und als ich das Gulasch verzehrte, wars mir, als schnitte ich Amor ins Fleisch und es wollte mir nicht schmecken.

Es zieht mich fortwährend hin. Unter einem Vorwande war ich heute wieder dort und besah mir die Gruppe. Amor sieht noch trauriger drein.

Sie sind weg! Bereits verkauft! Heute war der Salonschrank schon leer! Auch ich habe nichts, gar nichts mehr als — Hunger!

Als ich diese Blätter gelesen hatte, fragte ich den Polizeikommissär:

„Woher haben Sie das?“

„Vorige Woche fanden wir es in der Tasche eines jungen Mannes, der sich im Prater erhängt hatte.“

„Ah!“ —

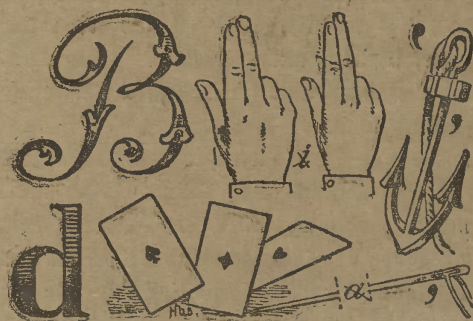
(Nachdruck verboten.)

### Räthselcke.

#### Rechenaufgabe.

Jemand wurde nach seinem und seines Sohnes Alter gefragt. Er sagte: Jetzt bin ich viermal so alt, wie mein Sohn. In vier Jahren werde ich dreimal so alt sein wie er und wenn er dreimal so alt sein wird, wie er jetzt ist, werde ich nur noch doppelt so alt sein, wie er. Wie alt waren Vater und Sohn?

### Bilderräthsel.

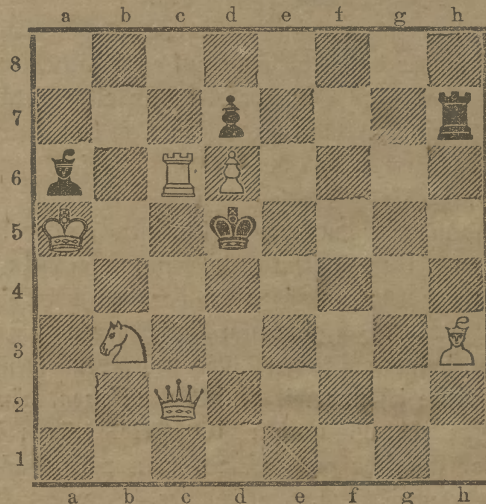


### Scherzräthsel.

Hab' einen Freund, der beim lustigen 1  
 So manchen Abend gegessen.  
 Wo 2 bisweilen im Eifer des Spiels  
 Ganz auf den Heimweg vergessen.  
 Ein 1—2 war er mit Leib und Seel,  
 Doch trank er auch leider daneben.  
 Da hat's denn oft, am anderen Tag,  
 Einen 1—2 kopflos gegeben.

### Schachaufgabe.

Von J. Skalitz in Prag.



Weiß.  
 Weiß zieht an und setzt in 2. Zügen matt. (6+4)

### Auflösung des Scherzräthfels.

Ameise — Meise.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Parademarsch.

### Auflösung des Zahlenräthfels.

15	19	14	18	13
23	24	25	26	27
22	17	21	16	20

### Auflösung der Gleichung.

Breslau (a Ob, b Reiz, c Laufst, d Sitz).

### Auflösung der Skataufgabe.

Der Spieler saß in Mittelhand. Die Nebenkarte war bK, D, cA  
 Kartenvertheilung:

B. bA, 10, 8, 7; c10, K, D, 9, 8, 7.  
 M. b, c, dB, aA, 10, K, D; bK, D; cA  
 H. a8, 7; b9; dA, 10, K, D, 9, 8, 7.  
 Skat: aB, a9.

#### Spiel:

1. B. bA, bD, b9 (-14). 2. B. b10, bK, dA (-25).  
 3. B. c10, cA, a8 (-21). Damit haben die Gegner 60. Das cA konnte bei H nicht sitzen, da dort Null-Karte war. Spielt V sofort c10 an, zieht H seine kürzeste Farbe b9 und das Spiel geht wie zuvor.

Richtige Lösungen gingen ein von: Reek, C. Andre, Elisabeth Stieff, Paul Rinder, Paul Schmidt, Ludwig Wolff, Leo Niebschläger, Otto Schulz, Walter Brüning Bromberg.